Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 38 Lemberg, am 22. Scheiding (September) 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

4)

In Misdroy besaß Helmbrecht eine Villa, die er zwei Monate im Sommer zu bewohnen pflegte. Eine unbestimmbare Sehnsucht nach Buchenau ließ ihn jedoch diesmal nicht lange dort aushalten.

Es war keine Besorgnis oder Befürchtung, die ihn heimtrieb. Er wußte seine Fabrik in den besten Händen. Die Umsicht und Energie seines neuen Direktors hatte er bereits zur Genüge kennen gelernt. Auch war ein neuer Ausstand der Arbeiter kaum zu befürchten. Sie taten gehorsam und ruhig ihre Pflicht, und Williams fand nur selten Anlaß zu Tadel und Ermahnung. Die Gemüter hatten sich vollständig beruhigt, wozu freilich nicht wenig beitrug, daß die aufreizenden Elemente fehlten, vor allem der junge Monteur Franz Linden. Trotz seines anfänglichen Protestes hatte er sich um eine andere Stelle beworben und sie auch erhalten. Freilich wußte niemand wo er war; selbst seiner Mutter gegenüber schien er seinen Aufenthaltsort zu verheimlichen. Wie man von dieser erfuhr, schickte er regelmäßig Geld nach Hause, aber der Poststempel trug bald diesen, bald jenen Ort.

Jedenfalls war er nicht mehr in Buchenau gesehen worden, und man bedauerte es nicht.

Die Erkenntnis, daß Franz Linden als Einziger entlassen worden war, ohne daß Helmbrecht ein Veto dagegen eingelegt hätte, erschütterte sein Ansehen bedeutend.

Dazu imponierte ihnen das tatkräftige Einschreiten, der energische Wille des neuen Direktors. Sie erkannten seine Macht, aber auch, daß er wirklich ihr Allerbestes im Auge habe, an und gehorchten ihm immer williger und lieber, und das Resultat war, daß die Fabrik anfing, wieder aufzublühen. Die Aufträge mehrten sich, die Arbeit wuchs, und zu ihrer Bewältigung mußten neue Arbeitskräfte hinzugezogen werden.

Ein bedeutender Gewinn stand in Aussicht, falls die Pläne, die Mr. Williams hegte, sich verwirklichen sollten. Er hatte eine Erfindung gemacht, eine neue Dynamomaschine, die alles bisher auf den Markt Gebrachte in den Schatten stellen, jegliche Konkurrenz auf diesem Gebiet niederschlagen mußte.

Williams hatte seinen Chef mit seinen Plänen vertraut gemacht und vollste Anerkennung gefunden.

Helmbrechts Anerbieten, ihm das Patent abzukaufen, lehnte Williams ab. Doch mußte er sich damit einverstanden erklären, die Hälfte des Reingewinnes für sich in Anspruch zu nehmen.

Vorläufig lag die Fertigstellung noch in weiter Ferne; doch übers Jahr konnte die neue Maschine vielleicht schon in den Handel gebracht werden.

Helmbrecht lebte in dem Gedanken daran neu auf. Mit Interesse nahm er an dem Fortschreiten der Arbeit von Mr. Williams teil; er ließ sich von ihm Bericht erstatten; er beriet mit ihm alle Einzelheiten.

Das übte auf sein leibliches Wohl eine vorteilhafte Aenderung aus. Seine Kraft schien zu wachsen; sein Lebensmut erstarkte.

Die Beratungen mit Mr. Williams fehlten ihm im Bade nur zu sehr, und das war es wohl auch, was ihn vor der Zeit heimgetrieben hatte.

Der Einfluß Mr. Williams auf Helmbrecht war ein außerordentlich starker; aber auch Frau Helmbrecht konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen. Seine gewinnende Art flößte ihr Sympathie ein, und durch den Gatten bestärkt, zog sie ihn immer mehr in die Familie.

So hatte sich Williams die Herzen seiner Vorgesetzten wie seiner Untergebenen schnell erobert. Nur mit Inge stand er auf dem Kriegsfuß.

Seit jener Szene im Park, wo sie sich seinem so energisch ausgesprochenen Willen hatte fügen müssen, befand sich Inge in einem beständigen Kampfgelüste ihm gegenüber. Jedes Wort, das er sprach und darin sich sein Zielbewußtsein, die Kraft seines Willens und Denkens kundgab, reizte sie zu Widerspruch und Trotz.

Anscheinend legte Williams diesem Kampfspiel, das für Uneingeweihte den Stempel einer lustigen Neckerei trug, keine Bedeutung bei. Doch die tieferen Gründe zu dieser offenbaren Feindseligkeit mochten ihm wohl nicht verborgen sein.

Der Unterricht, den Inge und ihre Freundinnen genossen, hatte wieder seinen Anfang genommen.

Inge saß bei einer schwierigen englischen Aufgabe. Die Arbeit des Nachschlagens im Lexikon war so ermüdend, so langweilig. Und darüber verging der köstliche schöne Morgen, den sie sonst so gut auszunutzen verstanden hatte.

Da fiel ein Schatten auf ihr Buch. Erschreckt sah sie auf.

Vor ihr am Eingang der Laube stand Mr. Williams.

Das fehlte gerade noch, daß dieser sie in ihrer Klemme sah.

Williams zog grüßend den Hut.

„Verzeihung — — ich störe.“

Inge war sofort kampfbereit.

„Allerdings — — ich arbeite.“

„Ich wollte nur einmal nachsehen — — ich ließ nämlich ein Buch hier liegen.“

„Hier, in dieser Laube? Sitzen Sie denn manchmal hier?“ fragte sie erstaunt.

„Ja — — zuweilen,“ log Williams äußerst kaltblütig.

„Ihr Buch ist jedenfalls nicht hier liegen geblieben — ich müßte es sonst bemerkt haben.“

„Was studieren Sie denn da?“ fragte er ablenkend und beugte sich etwas über den Tisch auf ihr Buch, „ah — — ich sehe Dickens, das interessiert mich. Lieben Sie Dickens?“

„Lieben? Hahaha! Abscheulich, — — gräßlich ist er mir — — — er ödet mich an mit seiner langweiligen Schreibweise,“ fuhr Inge jetzt erbittert los. „Ueberhaupt ist mir die ganze englische Sprache ein Ekel, wie die Engländer selbst,“ setzte sie höchst anzüglich hinzu.

„Was haben Ihnen denn die Engländer getan?“ fragte er und biß sich auf die Lippen, um ein Auflachen zu unterdrücken.

„Mir?“ Der Spott, den sie durch seine Stimme zu hören meinte, reizte sie. „Ich hasse sie allesamt, seitdem sie die armen Buren so schändlich unterdrückt und unterjocht haben.“

„Der Grund ließe sich hören. Gnädiges Fräulein sind also Burenfreundin?“

„Selbstverständlich, mit Leib und Seele.“

„Ich bin auch Burenfreund,“ sagte er ruhig.

„Sie?“

„Gewiß! Vergessen Sie nicht, daß ich Amerikaner und nicht Engländer bin.“

„Das ist doch dasselbe.“

„Fräulein Inge!“

Mit einer plötzlichen Bewegung hielt er ihr die Hand hin.

„Warum sind Sie mir so feindlich gesinnt? Können Sie mir denn noch immer nicht vergeben, daß ich einmal gezwungen war, in einer Angelegenheit bestimmend auf

Sie einzuwirken? — Nun, Fräulein Inge — — Sie schweigen — — soll ich auch heute wieder vergebens bitten?"

In Inge vollzog sich etwas Gewaltsames. Eine künstliche Eisrinde, mit der sie ihr Herz gewappnet hatte, schmolz langsam dahin. Warmes, feuriges Blut drang stürmisch in die Herzkammern und raubte ihr fast den Atem, und dann stieg es höher hinauf und tauchte ihre Wangen in Glut.

Verwirrt durch diesen ungewohnten Vorgang senkte sie die Augen zu Boden, aber die Hand hob sich langsam. Schon auf halbem Wege kam ihr die andere entgegen. Williams hatte sie mit seinen beiden kräftigen ergriffen und an seine Brust gedrückt.

Mit einem heftigen Ruck entzog Inge sie ihm.

„Ich — — ich muß arbeiten, Mr. Williams — — die Uebersetzung ist furchtbar schwer und muß zu morgen fertig sein."

„Die englische?"

„Ja."

„Darf ich Ihnen behilflich sein? Ich habe den Dikkens schon wiederholt gelesen und — — ich beherrsche ja beide Sprachen."

„Sie wollen mir helfen? — — Ah — — das wäre ja — — — aber haben Sie denn Zeit?"

„Gewiß."

„Sie haben doch jetzt immer so furchtbar viel zu tun — — bis spät in die Nacht hinein — — neulich sah ich noch um ein Uhr Licht in Ihrem Zimmer."

„In meinem Zimmer?" Können Sie das denn von der Villa aus sehen, und sind Sie so spät noch wach?" fragte er verwundert. Er zog einen Gartenstuhl heran und setzte sich an ihre Seite.

Inge befand sich in unbeschreiblicher Verlegenheit. Was hatte sie da verraten, und was sollte er von ihr denken, wenn sie ihm die Wahrheit gestand, daß sie neulich in der Nacht aufgestanden war, um zu sehen, ob noch Licht in seinem Zimmer war! Sie überwand nur mühsam ihre Verlegenheit. Warum war sie, die stets eine schlagfertige Antwort in Bereitschaft hatte, gerade Mr. Williams gegenüber immer wie auf den Mund gefallen?

„Von meinem Zimmer aus, das im Oberstock liegt, kann ich recht gut auf den Fabrikhof sehen," erwiderte sie endlich, „und neulich — — als ich zufällig aufwachte und sah, daß ich die Gardine vergessen hatte zuzuziehen — — stand ich auf — — und, ja, dabei — — sah ich eben das Licht in Ihrem Zimmer. Arbeiten Sie immer so lange?"

„Meistenteils. — — Und nun, Fräulein Inge — wollen Sie nachschreiben? — — Ich werde übersetzen."

Inge griff zu ihrer Feder, und während Williams langsam, aber fließend übersetzte, schrieb sie die Vokabeln nach.

In kurzer Zeit war die Arbeit getan, und sie atmete froh auf.

„Ich danke Ihnen, Mr. Williams."

Treuherzig reichte sie ihm die Hand.

„Es war eine Kleinigkeit für mich, und wenn Sie meiner Hilfe wieder bedürfen, — — ich bin mit Freuden bereit."

„Das ist riesig nett von Ihnen — — und gerade die englischen Uebersetzungen sind so schwierig und zeitraubend für mich."

„Aber — — ich verlange eine Gegenleistung." Er sah sie mit lächelndem Blick an.

„Welche?" fragte sie zaghaft und wich seinem Blick aus.

„Sie dürfen mich nicht wieder als Feind behandeln — ich will nun einmal Ihr Freund sein."

„Ich will." Inge schwieg sekundenlang. Ein klein wenig regte sich wieder der Trotz in ihr, aber das frohe, selige Gefühl, das vielleicht die glückliche, schnelle Erledigung der schweren Arbeit in ihr wachgerufen hatte, behielt doch die Oberhand, ja etwas von dem alten Uebermut brach plötzlich durch.

„Ja — — gut — das heißt — — wenn ich mich je wieder über Sie — — ärgern muß — — dann ist die Freundschaft aus," rief sie lachend.

„Sie haben sich schon einmal über mich geärgert? — — O, wie ich das bedauere — — es war gewiß nicht meine Absicht und wird nie meine Absicht sein — wollen Sie mir das glauben?"

„Ja."

Ihr war plötzlich ganz seltsam zu Mut geworden. Ein Beben ging durch ihren Körper, eine Angst, ein Aufruhr.

„Die Pflicht ruft — — leben Sie wohl, Fräulein Inge, und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht — — ich baue darauf."

Noch einen Händedruck und er war fort. Auf dem harten Kies klangen noch eine Weile seine kräftigen Schritte, dann wurde es still, ganz still.

Nur die Weinblüten bewegten sich leise im Winde; in den Kronen der Bäume rauschte es. Inge stützte den Kopf in die Hände und lauschte diesen Tönen, die eine wunderbare Melodie für sie enthielten. Wovon sprachen sie ihr? Von Seligkeit und Glück — — von Leid und Weh? — —

Eine Stunde verging, sie hatte es kaum gemerkt. Als sie endlich aufstand und ihre Bücher zusammenpackte, lag ein sinnender Ernst in ihren Zügen, ein Ausdruck, der dem lachenden Kindergesicht bisher fremd gewesen war. Und Inge war kein Kind mehr. Diese eine Stunde hatte sie zur Jungfrau gereift.

„Inge, Inge, — was machen Sie heute nur?" fragte am anderen Tage der Professor Dr. Asmus in der Literaturstunde, als Inge ganz gegen ihre Gewohnheit so merkwürdig zerstreute Antworten gab. „Wo haben Sie Ihre Gedanken? Bei uns doch sicherlich nicht."

„Nein," gab Inge offen zur Antwort und errötete unter den Blicken ihrer Freundinnen, die sie erstaunt betrachteten.

„Darf man erfahren, wo sonst?"

Der gefürchtete, aber auch angeschwärmte Lehrer fragte das mit leisem Spott im Ton.

„Ich dachte an — zu Hause," gab Inge zur Antwort.

„O, es ist doch nicht jemand in Ihrer Familie krank?"

„Gottlob, nein, Herr Professor," erwiderte Inge, „und — — ich dachte nur, daß ich nachher zu Papa gehen würde."

Sie blieb auch in den anderen Stunden zerstreut, nur in der englischen übertraf sie alle anderen mit ihrer guten Uebersetzung.

„Sie sind sehr fleißig gewesen; ich muß Ihren Eifer loben," sagte Miß Wilson.

Doch wie vorhin der Tadel berührte sie jetzt das Lob blutwenig. Sie sehnte nur das Ende des Unterrichts herbei, wo sie wieder nach Buchenau zurückfahren durfte.

Endlich schlug die ersehnte Stunde. Mit einer gewissen Hast packte sie ihre Bücher und verabschiedete sich von ihren Freundinnen.

„Was hast du nur heute, Inge? Du bist so ernst und still — —" fragten sie diese.

„Ach, laßt mich doch!" entgegnete Inge ungeduldig.

Sie atmete erst auf, als sie im Wagen saß, der sie nach Buchenau zurückbrachte.

Zu Hause angelangt, trat sie in das Wohnzimmer, wo Frau Helmbrecht saß.

Bei Inges Eintritt flog ein freudiges Lächeln über ihr Gesicht.

Wie vorteilhaft das Kind sich entwickelte! Fast mit jedem Tage kam es mehr aus der Knospe heraus, und die Zeit lag nicht mehr fern, wo es sich zu voller Blüte entfaltet haben würde. Inge versprach schön zu werden. Gott mochte ihr das reine Kindergemüt, den ungetrübten Frohsinn erhalten!

Wie ein Gebet stieg es in der Mutter Herzen auf.

„Der Vater hat mich wohl schon vermißt, Mutter?" fragte sie.

„Ja, Inge, geh nur zu ihm."

„Ich mußte immer an ihn denken, Mutti, und konnte gar nicht aufmerksam sein. Wie lange ist es denn her?"

„Achtzehn Jahre."

„Und er kann den verlorenen Sohn noch immer nicht verschmerzen?"

„Nein — — Du kennst die traurige Geschichte ja. — — Du weißt, daß er sich selbst die Schuld an dem

Verlust beimißt, daß er sich grausamer, unbeugsamer Härte anklagt."

„Und er ist doch stets so gut — — ich begreife nicht, wie er damals — —"

„Geh nur zu ihm, Inge. Dein Vater ist wie immer an diesem Tage traurig, und du wirst vielleicht wieder die rechten Trostesworte für ihn finden."

„Ich will es versuchen. Der arme Vater! Ich glaubte, daß seine zufriedene Stimmung, sein gutes Befinden ihn diesmal über den trüben Tag hinwegbringen würde. Er war doch in letzter Zeit so viel froher und wohlgemuter als sonst, nicht wahr, Mutti?"

„Ja, Kind; das macht aber, daß die Sorgen um seine Fabrik jetzt von ihm genommen sind, daß er eine so treue Stütze, einen so kraftvollen Vertreter gefunden hat."

„In Mr. Williams?" sagte sie leise, und eine helle Röte stieg in ihr Gesicht.

„Ja, in ihm. Wir können dem Himmel nicht genug danken, daß er uns diesen Mann schickte. Dein Vater schätzt ihn und vertraut ihm."

„Und du, Mutti?"

„Ich habe ihn liebgewonnen wie einen Sohn. Das sagt dir alles, Inge."

Mit einem Male schlang Inge stürmisch die Arme um der Mutter Hals und küßte sie. „Ich gehe jetzt zum Vater — — adieu, Mutti."

Damit eilte sie auch schon zur Tür hinaus.

Frau Helmbrecht sah ihr eine Weile gedankenvoll nach. Ob sie eine Ahnung von dem hatte, was sich in dem jungen Herzen ihres Kindes vollzog, jenes geheimnisvolle Werden, jene Macht, die, im tiefsten Innern verborgen, Keime und Blüten treibt?

Kommerzienrat Helmbrecht saß in seinem Arbeitszimmer.

Inge hatte ihn soeben verlassen, seine kleine Inge, die es so gut verstand, ihm das Herz zu erleuchten und zu erwärmen, die diese Kraft in mancher schweren Stunde an ihm erprobt hatte.

Auch heute hatte er sie wieder gespürt, diese Wunderkraft, und noch, als sie ihn verlassen hatte, blieb ein Abglanz davon zurück. Er wurde jedoch schwächer und schwächer vor den Gedanken, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt vor seine Seele drängten und sie verdunkelten. Was galt es ihm in dieser Stunde, daß die Fabrik sich wieder zu altem Glanz aufschwang, was galt es ihm, daß der Ruf der Firma Helmbrecht bis in die fernsten Lande und über das Meer drang?

Für wen war das alles?

Der Erbe, der alle Früchte eisernen Fleißes, heißer Sorgen genießen konnte, fehlte ja — — den einzigen Sohn hatte seine Härte aus dem Vaterhause verstoßen und verbannt!

Helmbrecht barg den ergrauten Kopf aufstöhnend in beide Hände.

Wie es nur gekommen war, das schleichende Augenübel? Erst die kleinen Anfänge, dann von Jahr zu Jahr stärker werdend, bis es ihn fast ganz des Augenlichtes beraubte! Ein schwacher Schimmer war ihm nur geblieben, der ihn kaum die Umrisse der einzelnen Gegenstände erkennen ließ. Die Aerzte gaben ihm Hoffnung auf Wiedererlangung der Sehkraft nach erfolgter Operation. Diese Hoffnung allein hatte ihn a[illegible]recht erhalten und vor Verzweiflung bewahrt. Freilich [illegible]nnte es noch lange dauern, ehe der Star zur Operation reif war, aber ein starker Wille erträgt die Prüfung.

Es gibt schlimmere Leiden, als körperliche; die fressen an der Seele und nagen am Herzen, sie schlagen unheilbare Wunden.

Solche unheilbare Wunde trug Helmbrecht mit sich herum seit langen, achtzehn Jahren. Seit jenem Tage, als der einzige Sohn für immer aus dem Vaterhause schied, verbannt von dem eigenen Vater!

Er war ein so hoffnungsvoller, begabter Junge gewesen, mit so glänzenden Geistesgaben, mit so reichem, tiefem Gemüt.

Und da mußte er sich eines Vergehens schuldig machen, das dem Vater so ungeheuerlich und unverzeihlich und wofür ihm keine Strafe zu schwer erschienen war.

Die Strafe bestand in der Verbannung nach Amerika. Einige Jahre sollte er dort bleiben und versuchen, wieder ein rechtschaffener, ehrlicher Mensch zu werden, dann aber wollte er ihn zurückholen.

Aber der Sohn hatte seine Pläne durchkreuzt — — er hatte sich selbst für immer verbannt und vom Vater losgesagt.

Geschah das aus Trotz oder Stolz, der schon in dem Knaben so himmelstürmend gewesen war? War er umgekommen, verdorben und gestorben in der Fremde?

Diese Ungewißheit, diese nagende Pein!

Da wuchsen die Qualen der Reue, da wurden die Selbstvorwürfe laut.

Warum hatte er ihn fortgeschickt? Konnte er nicht daheim ebensogut, nein, noch besser wieder zum ehrlichen Menschen werden, wenn eine liebende Hand ihn auf den richtigen Weg geleitet hätte? — — Aber sein Zorn war zu groß gewesen; für Nachsicht und Geduld hatte er damals keinen Raum gehabt, und die Mutter, die treu sorgende, war dem Knaben schon lange gestorben. Sie hätte ihn nimmer hinausgeschickt.

Kummer und Gram beugten Helmbrecht das Haupt. Er würde sich an den Qualen verzehrt haben, wenn er nicht einen Trost in Elisabeth, seiner späteren, zweiten Gattin, gefunden hätte. In ihrem Hause fand er zuerst Erquickung, Ablenkung und Trost. Und als er sie erst ganz bei sich hatte als seine Gattin, als ihr liebevoller Zuspruch sich wie Balsam auf seine Wunde legte, da hörte sie langsam zu bluten auf. Aber sie heilte und vernarbte nie. Alljährlich an dem Tage, wo er den Sohn nach Hamburg gebracht hatte, um ihn nach dem fernen Weltteil einzuschiffen, brach sie von neuem auf. Da half kein liebevolles Trösten der Gattin, kein liebkosendes Schmeicheln Inges. Nur bittere Reue nagte an seinem Herzen.

„Vater, bei Gott, ich bin unschuldig."

Diese letzten Worte des scheidenden Sohnes wollten nicht aus seinem Gedächtnis. Das Bild des kraftvollen, bis dahin trotzig der Anklage gegenüberstehenden und ihn nun so flehend anschauenden Jungen tauchte deutlich vor ihm auf.

Und er war damals so unerbittlich hart geblieben. Wie war es möglich gewesen?

Ein Klopfen an der Tür störte den grübelnden Mann auf. Mechanisch rief er „Herein".

Die Tür wurde geöffnet. Mr. Williams trat über die Schwelle.

„Herr Kommerzienrat — — ich störe Sie nicht?"

„Nein, lieber Williams."

Helmbrecht raffte sich gewaltsam auf und streckte seinem Direktor die Hand hin. „Kommen Sie — — setzen Sie sich zu mir."

„Ihre Hand ist so kalt — —, Sie fühlen sich doch nicht krank, Herr Kommerzienrat?" fragte Williams teilnehmend und blickte forschend in die gramverzehrten Züge Helmbrechts.

„Nein, ich bin nicht krank, aber — — ich kann es Ihnen nicht verhehlen, ich befinde mich in einer seelischen Stimmung und Niedergeschlagenheit, die mir jegliches Interesse an Außendingen geraubt hat."

„So gehe ich wieder, Herr Kommerzienrat."

„Nein, nein, so war das nicht gemeint. Bleiben Sie und setzen Sie sich zu mir. Sie wollten mir etwas Wichtiges mitteilen?"

„Ja, die Geschäftsverbindung mit der Firma Hagenau und Sohn ist abgeschlossen. Wir liefern jetzt die Maschinen."

„Das ist erfreulich; wieder ein Schritt weiter und so wird es die Höhe hinangehen."

„So hoffe ich."

Ein schweres Stöhnen kam aus Helmbrechts Brust.

„Ihnen fehlt doch etwas, Herr Kommerzienrat."

„Ja und nein, lieber Williams. — — Heute ist ein trüber Erinnerungstag für mich, und der wirkt stets sehr nachhaltig auf meinen Körper und Geist. An dem heutigen Tage — — viele Jahre sind es her — — verlor ich — —" seine Stimme brach — — „meinen Sohn — — meinen einzigen Sohn."

„Sie hatten einen Sohn? Und — — und er — — starb?"

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

500 Jahre Zigeuner

Es sind wenig über fünfhundert Jahre, daß in Deutschland, und zwar in den Hansestädten der Ost- und Nordsee, von dem ersten Auftreten geschlossener Zigeunerbanden berichtet wird. Es war zur Zeit des Konstanzer Konzils, als sie mit einer Gefolgschaft von Karren, Hunden und Pferden zum nicht geringen Entsetzen der Bauern die deutschen Lande überschwemmten. Man nannte die fremden Eindringlinge hier und dort Tataren, weil man bei ihrem Erscheinen glaubte, die Mongolen, die das Volk Tataren nannte, seien wiedergekommen. Sie selbst gaben auf die erschreckte Frage der Einwohner nach Namen und Ort die gelassene Antwort, sie seien „Zeganer", während ihre splitternackten Kinder mit ausgestreckten Händen von den Bauern Almosen bettelten.

Diese ersten Zigeuner, die den deutschen Boden betraten, waren mit Schutzbriefen des Kaisers Sigismund ausgerüstet. Sie wurden darin als Angehörige eines Nomadenvolkes bezeichnet, das in Aegypten zu Hause sei. Ueberführt, die christliche Religion verleugnet zu haben, seien die Abtrünnigen von den Bischöfen verurteilt worden, sieben Jahre lang zu wandern und in dieser Bußzeit ihren Lebensunterhalt durch Almosen zu bestreiten.

Beim Eintreffen der ersten Karawanen in Süddeutschland teilten sich die Gruppen in zwei Teile: der eine setzte sich in der Richtung nach Italien in Marsch, der andere versuchte, im Elsaß und in Frankreich festen Fuß zu fassen. Den ersten in Italien eintreffenden Banden leuchtete kein glücklicher Stern, da die Behörden, die den kaiserlichen Schutzbrief nicht für echt hielten, jeden Zigeuner, der sich beim Diebstahl ertappen ließ, ohne weiteres zum Tode am Galgen verurteilten. Nachdem sich vollends das Gerücht verbreitet hatte, daß das Wandervolk nicht davor zurückschrecke, ganze Ortschaften in Brand zu stecken, um das Land in seinen Besitz zu bringen, entschied sich Frankreich zu einem drakonischen Vorgehen und im Jahre 1639 zum Erlaß einer Verfügung, die anordnete, daß die Zigeuner in Frankreich erbarmungslos durch Feuer und Schwert auszurotten seien. Dieser Vernichtungskampf gegen die Zigeuner hatte zur Folge, daß sich die Hauptmacht in Deutschland und später in England konzentrierte. Nach ungarischen Forschern sind indessen die Nomaden schon im 13. Jahrhundert auf dem Kontinent erschienen und zunächst in den Balkanländern und in Ungarn seßhaft geworden, von wo sie dann von Norden nach Süden vorstießen.

Zuviel Schönheit schadet

Eine Frau, deren Aeußeres den „guten Durchschnitt" darstellt, hat nach der Ansicht führender englischer Kaufleute die besten Aussichten im Beruf. Ein Großindustrieller, der eine Sekretärin sucht, erklärte: „Sie muß nett aussehen, aber soll um Gottes willen nicht schön sein. Sie hat in ihrer Tätigkeit mit allen möglichen Leuten zu tun, und da ist natürlich ein gefälliges Aussehen von Vorteil. Aber wenn sie ausgesprochen schön ist, dann wird sich jeder, der mich besucht, länger bei ihr aufhalten, als unbedingt nötig ist; sie verliert Zeit und ich auch. Abgesehen davon, daß solche Schönheiten meist große Rosinen im Kopf haben, und mit besonderer Rücksicht behandelt werden wollen, lenken sie einen auch leicht von seinen Geschäften ab." Die schöne Frau hat schwer mit dem Vorurteil zu kämpfen, daß man jede Schönheit für dumm hält und nicht glauben will, ein solch auserwähltes Geschöpf der Natur könne auch fleißig und aufmerksam bei der Arbeit sein. Außerdem haben Personalchefs die Erfahrung gemacht, daß eine mit so auffälligen äußeren Reizen ausgestattete Erscheinung immer Unruhe mit sich bringt, mag sie die allzu große Teilnahme der männlichen oder den Neid der weiblichen Kollegen erwecken. Man fürchtet auch, daß sie nicht lange auf ihrem Posten bleibt, sondern rasch heiratet. So ist Schönheit nicht immer eine Empfehlung für die berufstätige Frau. Daß Häßlichkeit ein Hindernis ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Wie stets im Leben ist auch hier die „goldene Mitte" das Beste.

Trunksüchtige Tiere

Der italienische Zoologe Dr. Arturo Belfadei überrascht die staunende Mitwelt mit der Entdeckung, daß die bisherige Annahme, Tiere seien dem Alkohol abhold, durchaus nicht den Tatsachen entspricht. Belfadei selbst besaß einen Stieglitz, der zum Abendbrot gern ein Tröpfchen Portwein trank; der „Tagesschoppen" wirkte auf den kleinen Vogel stets anregend, und hinterher schlief er fest. „Zeugenausjagen" bestätigen die Behauptung Belfadeis. Ein Herr Catolini erzählt von seinem Star, der im „berauschten" Zustande die abstinenten Kanarienvögel angriff und sie „bekehren" wollte. Ein Zigeuner hingegen besuchte die Wirtshäuser stets mit seiner abgerichteten Schlange, die tüchtig alkoholische Getränke genoß. Daß Pferde und Hunde von trinksüchtigen Herren zuweilen zu „Säufern" bekehrt werden, ist ja bekannt.

Mohammedanischer Aberglaube

Einen eigenartigen Aberglauben haben die in Palästina wohnenden Mohammedaner. Sie meinen, daß am mohammedanischen Neujahrstage jedes Haus von einem guten Engel aufgesucht wird, der den Hausfrauen in die Kochtöpfe hineinschaut. Der Engel hebt den Deckel vom Topfe und segnet den Inhalt des Topfes mit den Worten: „Bleibe das ganze Jahr!"

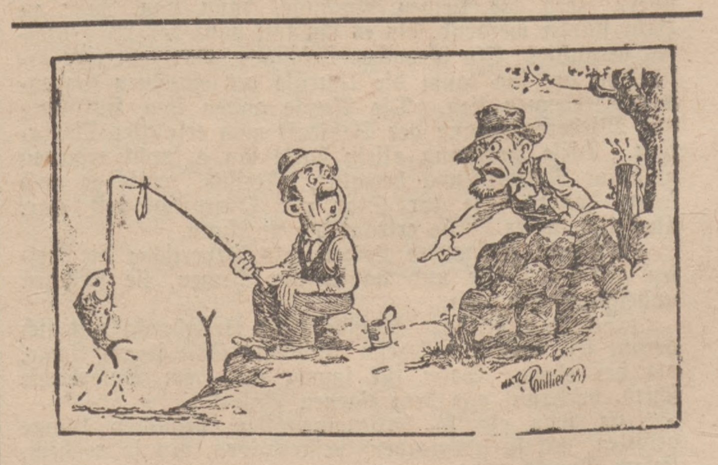
Die mohammedanischen Hausfrauen bemühen sich deshalb, am Neujahrstage etwas besonders Gutes zu kochen, damit sie auch während des ganzen kommenden Jahres nicht Mangel an gutem Essen leiden. Die guten Engel gehen jedoch nicht in jedes Haus. Sie scheuen dreierlei: Hunde, Bilder und Glocken. Häuser, in denen sich solche Tiere oder Gegenstände befinden, betreten die Engel nicht.

Urlaubsversicherung gegen Regen

Bald wird man, ohne sich wegen der Witterung Sorge machen zu müssen, seine Urlaubsreise antreten können: Ein großer, deutscher Versicherungskonzern bereitet im Rahmen seiner Sparte „Regenversicherung" eine Urlaubsversicherung" vor, die probeweise bereits für einige Ostseebäderstrecken in Kraft getreten ist. Gegen einen geringen Aufschlag kann man sich gegen Regen auf der Reise versichern lassen und erhält, falls es tatsächlich regnet, den Fahrpreis zurück, so daß man die Fahrt bei besserer Witterung wiederholen kann.

Ein verschwundenes Dorf

Durch Zufall machte ein Regierungsflugzeug der Sowjetunion eine eigenartige Entdeckung: im tiefsten Sibirien ermittelte es ein Dorf, dessen Existenz keiner Behörde bekannt war. Abgeschieden und unberührt von der ganzen Welt hatten die etwa tausend Bewohner bis zur Ankunft des „phantastischen Riesenvogels" in glücklicher Ungestörtheit gelebt. Keiner von ihnen hatte je einen Brief geschrieben oder empfangen und niemand hatte jemals Steuern gezahlt. Glückliches Sibirien!



„Wie kommen Sie dazu, in meinem Teich zu angeln? Sofort setzen Sie den Fisch wieder ins Wasser!"
„Den habe ich nicht gefangen. Das ist mein Köder."